

25]

Cesarine.

Von Jean Richépin. Uebersetzt von H. L.

(Nachdruck verboten.)

„Ihr Geliebter ist ganz wieder hergestellt. Sie begreifen also ...“

Er hatte keinen Anstoß an dem Wort „Geliebter“ genommen, wie wenn ihm die Sache bekannt wäre und er sie ganz natürlich fände. Ganz einfach wiederholte er nur:

„Um so besser! Um so viel besser!“

Und dann erwiderte er mit einem von Freude und Bewunderung aufgehellten Gesichte:

„Sie verdient es, glücklich zu sein! Und auch ihr Vater. Zwei große Gelehrte, verstehen Sie, die Ungarn Ehre machen. Und Herr Paul ist gleichfalls ein großer Gelehrter, wie mir Miklosch sagte. Und so haben sie und Miklosch wohl daran gethan, daß sie ihn aus der Zahl ihrer Geliebten erwählten.“

„Halt!“ dachte ich, „da hätten wir ja noch einen, der wie der Vater Heurtault eigenthümliche Gesichtspunkte hat. Vorausgesetzt, daß das Wort „Geliebter“ für ihn nicht gleichbedeutend mit „Verliebter“ ist.“

Um darüber keinen Zweifel zu belassen, fragte ich:

„Sie hatte also noch andere Geliebte?“

Er lachte laut auf.

„Allerdings,“ erwiderte er. „Den Herrn Bochar, den Herrn Savarot; und schließlich alle Abonnenten.“

„Die sind in sie verliebt, wollen Sie sagen.“

„Verliebte oder Geliebte, was weiß ich. Im Ungarischen ist das dasselbe Wort. Aber in Curer verteuflerten französischen Sprache verwickelt man sich so. So unterscheide ich niemals ...“

„Kurzum,“ unterbrach ich ihn, „um das Ding genauer zu bezeichnen, Cesarine ist Ihre Maitresse gewesen? Ihre Maitresse, ihre Frau, so meinen Sie das?“

Endlich begriff er und plötzlich aufspringend schrie er:

„Was sagen Sie da? Weder die anderen, noch sonst jemanden, da sie noch nicht verheirathet gewesen ist.“

„Boß Blij!“ erwiderte ich, „das hindert doch nicht ...“

„Nun!“ rief er, indem er mich hart an den Arm faßte.

Seine kleinen zwinkernden Augen waren starr geworden, und er hatte nicht mehr das Aussehen eines guten Kindes, sondern einen fast wilden Ausdruck, als er mich fragte:

„Warum denken Sie so etwas?“

„Weil man das glaubt.“

„Wer? Wer?“

„Aber Louis zum Beispiel, und Herr Jonguin. Sie scheuen sich nicht zu behaupten, daß Herr Bochar ...“

Auagal warf mir einen verachtenden Blick zu und mit den Zähnen knirschend sagte er:

„Die ganze Clique im Café. Und was Ihren Bochar anbetrifft, so ist er gewöhnlich ein Schwein. So ist es!“

Und indem Auagal bei diesem Punkte unser Gespräch mit einer Mine abbrach, die nichts weniger als einladend war, ihm zu folgen, drehte er mir den Rücken und entfernte sich. Seine Beine schlenkerten nach rechts und nach links, wie wenn er allen Verleumdern Cesarinen's unzählige Fußtritte theilen wollte.

XIV.

Ich hatte es satt, mich überall umzusehen, und dabei nichts zu sehen, ich hatte es satt, mich abzuquälen, mir alles zu erklären und nichts zu begreifen. Um so schlimmer! Ich werde von Paris unverrichteter Sache weggehen! Durch Vermittelung eines alten Freundes meiner Familie hatte ich mehrere Briefe meiner Eltern erhalten. Sie bewirrhigten sich meinewegen und flehten mich an, zu ihnen zurückzukehren. Der Vater Heurtault kann mir durch Vermittelung seines ehemaligen Kollegen, der heute bei der Polizeipräfektur ist, einen Geleitchein verschaffen, damit ich mich nach Vincennes begeben kann. Ich werde davon Nutzen ziehen. Ja, ich werde unverrichteter Sache als dummer Hans, wie ich gekommen bin, wieder abreisen. Ich werde das Geheimniß Cesarinen's nicht erfahren. Und noch weniger werde ich das Geheimniß Pauls kennen lernen, sein doppeltes Geheimniß: das seiner Liebe zu diesem seltsamen Geschöpf und das seines unverjöhlichen Hasses gegen

Herrn von Roucieng. Und ebensowenig werde ich das Geheimniß der Revolution kennen lernen.

Und so entschloß ich mich denn, wegzugehen, die Stadt zu verlassen. Und doch blieb ich, ohne selbst die Entschuldigung einer leidenschaftlichen Parteinahme dafür oder dagegen zu haben, sondern nur aus eitlem Neugier, als Amateur. Denn wenn ich mich zur Abreise entschloß, hätte ich ja das Schauspiel verpaßt. Ebenso erging es mir in bezug auf Paul und Cesarine. Ich redete mir ein, daß ich mich dafür nicht mehr zu interessieren hätte, und nichtsdestoweniger mußte ich unausgesezt an sie denken. Meine Neutralität als Bürger und als Freund fiel mir schwer auf das Gewissen.

In dieser aufgeregten und grämlichen Stimmung saß ich eines Tages auf einer Café-Terrasse am Boulevard. Obgleich ich gelangweilt war, lächelte ich doch über das Bild, daß sich meinen Augen bot. Ein alter Italiener mit einem Apostelkopf, der das Entzücken mancher Heiligenmalers gewesen wäre, fiedelte schmachend die Marceillaise im vollküstigen Rhythmus der Tarantella, zwei kleine Kinder tanzten und riefen von Zeit zu Zeit mit hohen Fisteltönen:

„Evviva Garibaldi!“

Alle drei als Bifferari gekleidet, waren mit rothen Schärpen umgürtet, von einem schreienden Noth, dem man es ansah, daß sie funkelnagelneu waren. Die des Alten ging beinahe bis an die Achseln hinauf; er sah aus, als wenn er sich in eine Legionsfahne eingewickelt habe. Nach jeder Strophe schlug er die Augen mit verzücktem, weltentrücktem Blicke gen Himmel auf, stellte sich wie ein Modell in Positur, legte seine Hand auf das Herz, schwang darauf seinen Fidebogen mit einer majestätischen Geste und murmelte dann mit tiefer, friedlicher und langamer Stimme in den Bart:

„Evviva la Commune!“

Die beiden Kleinen sammelten dann, alle Zähne zeigend, mit lachenden Augen und mit Bewegungen wie kleine Affen die Spenden ein; und während der Regen von Sous-Stücken in ihren Hüten kimperte, wiederholte der Alte immer wieder mit seiner hohlen Stimme, die wie eine tiefe Orgelpfeife klang:

„Evviva la Commune, la bella Commune!“

Ein Duzend Gaffer, die im Kreise um sie herumstanden, applaudirten enthusiastisch, und auf mehr als einem Gesicht las man den Gedanken.

„Italien ist für uns!“

Man war so aufgereggt, und außerdem gab es bereits so viele Uniformen auf dem Boulevard, daß niemand außer mir von der geräuschvollen Ankunft eines übrigen sehr auffallenden Reiters Notiz nahm. Auf einem riesigen Vollblut-Fuchs, dessen Küstern bei dem plötzlichen Halt schnaubten, saß ein breitschultriger Mann von hoher Statur. Er war bekleidet mit Wildleder-Hosen und hohen Reiterstiefeln; der Rumpf war in einen blauen Waffenvod eingeschnürt, die Brust war mit Riemen und Fangschnüren überladen; auf dem Kopfe saß ein Dreimaster mit einem großen Busch scharlachrother Federn. Aber wie reich auch seine Kleidung war, so schien der verwegen aussehende Reiter durch sie weder behindert zu sein, noch machte er den Eindruck, sich in einer Verkleidung zu befinden. Dieser da machte den Eindruck eines veritablen Soldaten. Man sah das sofort an seiner Haltung, an seinen stramm gehaltenen Schultern, und schon allein an der Art und Weise wie er mit vorchriftsmäßiger Bewegung und mit einer Eleganz, wie sie nur die Gewohnheit giebt, abfaß, ohne dabei mit der Scheide seines riesigen Schlachtschwertes in Kollision zu kommen. Das einzige, woran ich Anstoß nahm, war sein großer Vollbart. Er hätte vorchriftsmäßiger und, malerisch gesprochen, „wahrer“ ausgesehen, wenn seine Backen rasirt gewesen wären, und ein schmales langes Gesicht unter dem Schnabel seines Dreimasters hervorgehau hätte. Trotz alledem war er ein soldatischer Kopf; und seine Haltung war korrekt, „gedrechelt“, wie der Kapitän gesagt haben würde.

Ich betrachtete ihn also wohlwollend; und meine Bewunderung spiegelte sich auch auf seinem Gesichte wieder, denn er winkte mir mit den Augen und dem Kopf, wie um mir zu danken. Ich war darüber erstaunt und dachte sogar einen Augenblick, daß er irgend einem Gaste hinter mir zugenickt habe! Aber nein! Nachdem er die Zügel einem Straßenjungen anvertraute und ihm befohlen hatte, auf das

Pferd Acht zu haben, blickte er mich von neuem mit herzlichem und vertraulichem Ansdrucke an. Und wie groß war mein Erstaunen, als ich ihn plötzlich mit ausgestreckten Händen auf mich zukommen sah.

„Wie,“ sagte er, „kennen Sie mich nicht mehr wieder? Und ich steige eigens dazu ab, um Sie zu begrüßen. . .“

Bei dem Klang seiner Stimme kam mir plötzlich die Erinnerung wieder. Ja, ja, trotz des Bartes, der ihn veränderte, erinnerte ich mich seiner. Ich war kaum mehr unschlüssig und doch mußte ich ihm nicht zu antworten. Ich glaubte mich zu täuschen, indem ich ihn erkannte. Ich glaubte zu träumen. Daß er es sein sollte, er in Person, verdüßte mich mehr als alles andere. Wahrhaftig, diese Begegnung hatte ich nicht erwartet!

Es war mein Freund, der Leibgardist.

„Sie, Sie?“ rief ich endlich aus. „Es ist nicht möglich. Seht doch, seht! Sie! Und nun sind Sie. . .“

Ich beendete nicht. Fünf oder mehr von dem Auditorium des Neapolitaners hatten sich bei meinen Ausrufen, die sie verhinderten, die Marzeillaise als Tarantella zu genießen und die Vortheile eines italienischen Bündnisses zu eskompiren, umgewandelt.

„Gehen wir in das Café hinein,“ sagte der Leibgardist. „Dort können wir ruhiger sprechen. Ich habe Ihnen einen ganzen Haufen zu erzählen.“

Als wir im Innern des Hauses waren und uns im Hintergrunde eines leeren Saales niedergelassen hatten, fragte ich ihn:

„Sie sind also in der Kommune, Sie. . .?“

„Schwadrons-Chef, Stabsoffizier. Ja, mein Kleiner,“ erwiderte er, indem er sich in die Brust warf. „Zum Heuter, man war mir das wohl schuldig!“

„Aber durch welchen Zufall?!“

„Oh, in der That ein Zufall, eine ganze Reihe von Zufällen kann man wohl sagen! Das ist eine ganze Geschichte! Aber weiß man denn, was man von heut auf morgen werden kann? So viel aber ist sicher, daß ich gegenwärtig nicht mehr in der Haut eines Unteroffiziers sterben werde. Und das ist wahrhaftig nicht zu zeitig, wahrhaftiger Gott!“

Und er erzählte mir diese Aufeinanderfolge von Zufällen. Eine ganze Geschichte, in der That. Er war während der Internirung in der Schweiz durch einen seiner ehemaligen Karabinier-Offiziere mit dem Grafen K. . . bekannt geworden, der jetzt Brigade-General war. Der Graf hatte ihn, als er nach dem Waffenstillstand nach Paris zurückgekommen war, als Wachtmeister in Dienst genommen. Sehr reich, und ein großer Pferdeliebhaber, hatte der General, kaum in sein Hotel in Faubourg St. Germain zurückgekehrt, seinen Stall wieder komplettirt. Dann brach der 18. März an, während der General und sein militärischer Hausstand sich in Versailles befanden. Das Hotel und der Stall mit vier Pferden waren unter der Aufsicht eines alten und hinfalligen Hausmeisters zurückgeblieben. Als die Kommune mächtiger wurde, und die Verbindungen zwischen der Hauptstadt und Versailles unterbrochen wurden, war der General auf den Gedanken verfallen, seinen Wachtmeister nach dem Hotel zu senden, damit er versuchen sollte, die Pferde aus Paris herauszubringen, oder falls dies nicht möglich sein sollte, um sie wenigstens zu bewachen, zu pflegen und zu verhindern, daß man sie stehle. Er sollte bis zu der jedenfalls nahe bevorstehenden Rückkehr der Regierung in Paris verbleiben. In Zivil verkleidet und mit langem Bart war also der Wachtmeister durch Saint-Denis gekommen und hatte keine Mühe gehabt, sich auf seinen Posten zu begeben.

„Nur, verstehen Sie, hatte es seine Schwierigkeit, wieder abzurücken, nachdem man einmal drinnen war. Herculommen, das geht noch; aber zurückkehren, und noch dazu mit vier solchen indischen Vögeln; leicht gesagt! Zuerst dachte ich daran, allein nach Versailles zurückzukehren. Aber ich hatte doch meine Instruktion!“

„Welche Instruktion?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Feuerwehr.

Von P. M. Grempe.

Bei den letzten großen Bränden in der Chausseestraße und am Hausvoigteiplatz hat die Berliner Feuerwehr wieder durch ihre Schlagfertigkeit und unermüdlige Ausdauer bewiesen, daß sie mit Recht das allgemeine Vertrauen der gesamten Bevölkerung genießt. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat sich die Berliner Feuerwehr aus unbedeutenden Anfängen zu einer großartigen und vorzüglich

organisirten Institution entwickelt, die von den Fachleuten der ganzen Welt als mustergeräth betrachtet wird.

Bei der Errichtung des Berliner Polizeidirektoriums wurden im Jahre 1742 „Commissaires du quartier“ angestellt, die auf der Brandstelle die Feuerlöschordnung zu beobachten hatten. Die Polizei verfügte, daß die Schornsteinfeger, Maurer- und Zimmermeister mit ihren Gesellen bei Bränden Hilfe zu leisten hätten, und daß die Hausbesitzer sich zum Eimerdienst und die Meister zum Wackdienst zu stellen hätten. Diese mangelhafte Organisation vermochte aber auf die Dauer der Zeit nicht den berechtigten Ansprüchen zu genügen. Demgleich schon im Jahre 1843 zwischen der staatlichen und städtischen Behörden über die Errichtung einer Berufs-Feuerwehr verhandelt wurde, so kam doch dieser Plan erst im Jahre 1851 zur Ausführung. Berlin erhielt damals als erste deutsche Stadt eine militärisch organisierte Berufs-Feuerwehr unter der vorzüglichsten Leitung des Regierungs-Bau- und Brand-Direktors Scabell. Die Wehr bestand aus 360 Spritzenmännern, 180 Feuermännern, 40 Oberfeuermännern, 4 Brandmeistern und 1 Brandinspektor.

Dem Nachfolger Scabell's, Brand-Direktor Witte, gebührt das Verdienst, durch Einrichtung vieler bequem gelegener Feuermeldestellen die Entwicklung der Wehr um einen bedeutenden Schritt vorwärts gebracht zu haben. Bis zum Jahre 1875 wurde die Feuerwehr auch zur Straßenreinigung in Anspruch genommen; es stellte sich aber die Nothwendigkeit heraus, die Wehr nur zu ihrer eigentlichen Bestimmung zur Verfügung zu haben, und so sah sich denn die Stadt veranlaßt, die Sorge für die Straßenreinigung einer besonderen Verwaltung zu übertragen. Die für die Wehr nöthigen Gespanne wurden von Privatunternehmern gegen eine jährliche Entschädigung pro Gespann gestellt. Erst seit 1880 hat die Berliner Feuerwehr eigene Gespanne.

Berlin ist in 5 ziemlich gleich große Theile zerlegt mit je einem Brandinspektor resp. Kompagnieführer. Die Feuerwachen sind so im Reichthum der Stadt vertheilt, daß nach jeder Feuermeldung spätestens in etwa 8 bis 10 Minuten das Eintreffen der Wehr zu erwarten ist.

Die Wasserentnahme erfolgt zumeist aus den Hydranten der städtischen Wasserleitung; im Jahre 1894/95 wurden auf diese Weise ca. 875 000 Liter Wasser verbraucht. Ist der Druck der Wasserleitung nicht mehr ausreichend, so treten die Handdruckspritzen — von welchen die Feuerwehr 18 Stück besitzt — in Thätigkeit; diese verbrauchten im gleichen Jahre auf der Brandstelle etwa 505 000 Liter Wasser. Seit 1874 hat man mit der Einführung der Dampfspritzen begonnen. Heute sind diese Dampfspritzen, die mit Röhrenkessel versehen sind, so vervollkommenet, daß sie während der Fahrt zur Brandstelle geheizt werden können. In etwa 8 Minuten wird ein Ueberdruck von 4—5 Atmosphären erreicht; verwendet man aber vorgewärmtes Wasser, so ist es auch möglich, während der Fahrt bis 8 Atmosphären Dampf zu erhalten. Während die Handdruckspritze in der Minute 120—125 Liter Wasser giebt, ist es leicht, mit der Dampfspritze eine Leistung von 1600 Litern in der Minute zu erreichen.

Der Gesamt-Wasserverbrauch betrug im Jahre 1894/95 auf 233 Brandstellen ca. 2 630 000 Liter; die 9 vorhandenen Dampfspritzen verbrauchten davon 902 000 Liter. Der Wasserverbrauch stieg in 6 Fällen auf 100—400 000 Liter.

Bei vielen Bränden strahlt das Feuer eine solche Gluth aus, daß die angreifenden Feuerwehrleute einen wasserdichten Feuerschutzanzug aus englischer Leinwand anlegen müssen. Dieser luftdicht schließende Anzug wird durch Gummischläuche von einer Luftpumpe aus mit Luft versehen und hat am Helm eine Vorrichtung zum Berieseln mit Wasser. Es ist ferner erwähnenswerth der vom Architekten Lange und vom Branddirektor Stude konstruirte Rauchhelm. Dieser kupferne Helm ist so eingerichtet, daß der mit ihm ausgerüstete Feuerwehrmann sich längere Zeit in einem mit giftigen Gasen angefüllten Raume aufhalten kann. In den Fällen aber, wo die brennenden Räume mit sofort tödtlich wirkenden Gasen angefüllt sind, wird der Feuerwehrmann mit dem Hönig'schen Rauchapparat versehen.

Die Berliner Feuerwehr hat ihre besondere Telegraphenleitung, die im Jahre 1852 von Siemens u. Halske gelegt wurde. Bis zum Jahre 1885 waren nur in den Bahnhöfen, Hotels u. automatische Feuermelder vorhanden. In der Zeit vom Jahre 1885 bis 1895 wurden dann die bekannten öffentlichen Feuermelder in 109 Exemplaren aufgestellt. Von den 6272 Bränden des Jahres 1894/95 wurden auf telegraphischem Wege 1503 gemeldet. In 1805 Fällen handelte es sich wirklich um Feuergefahr, darunter 69 mal Großfeuer; 220 mal aber war blinder Feuerlärm und 14 mal Böswilligkeit die Ursache der Alarmirung.

In vielen Fällen ist die Wehr gezwungen, die Hakenleitern als Rettungsapparate zu verwenden. Die 5 Meter langen und etwa 24 Pfund schweren Leitern werden mit ihren Widerhalten in die Fensteröffnungen eingeklagt. Der Feuerwehrmann erstiegt sie alsdann und schiebt sie um ein Stockwerk höher. Da aber diese Leitern bei ihrer Verwendung mannigfache Uebelstände aufweisen, so hat die Berliner Feuerwehr in den letzten Jahren ihre Ausrüstung durch die Anschaffung mechanischer Leitern, die auf einem Wagen mit Drehscheibe um sich selbst gedreht werden können, vervollständigt. Diese werden nach einem Patent Witte-Greiner von der Berlin-Anhalter Maschinenfabrik in der Weise ausgeführt, daß die 4,5 Meter langen

einzelnen Leitern auf einer Auschiebevorrichtung des Wagens aufgerichtet, und die einzelnen Leitern durch Bajonett-Verschluß fest mit einander verbunden werden. Nachdem die Leiter so die nötige Höhe erhalten hat, ist durch eine geeignete Vorrichtung die Möglichkeit vorhanden, der Leiter eine mehr oder minder große Neigung zu geben.

In den Fällen größter Noth, wenn die vom Feuer bedrohten Personen sich nicht mehr auf andere Weise retten können, kommt das sogenannte Sprungtuch zur Anwendung. Etwa 25 Mann halten straff ein starkes Segeltuch von 3,5 Metern im Quadrat ausgespannt, auf welches die bedrohten Personen einzeln herabspringen. Selbst bei den Sprüngen aus hohen Stodwerken sind schwerere Verletzungen nicht vorgekommen. Die Feuerwehr führt außerdem Rettungsfächer für Frauen und Rettungsgurte für Männer mit.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei Bränden häufiger leichte und schwerere Verletzungen aller Art vorkommen. Um nun den verunglückten Menschen sofort die nötige Hilfe und Erleichterungen bis zur Ankunft des Arztes leisten zu können, sind ein Theil der Feuerwehrleute als Samariter ausgebildet. Im Jahre 1892 kamen diese Samariter 242 mal in Thätigkeit; in 46 Fällen handelte es sich um Samariterhilfe bei Feuerwehrlenten, die bei der Ausübung ihres Berufes verunglückt waren. Auf der Straße verunglückte Personen wurden in 109 Fällen behandelt. Im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege haben neuerdings einige der Feuerwachen Krankenwagen erhalten.

Aus den jährlichen Berichten der Abtheilung für Feuerwehr des Berliner Polizeipräsidiums geht hervor, daß vom Jahre 1881 bis 1890 die Zahl der Großfeuer von 36 auf 50, die der Mittelfeuer von 62 auf 134 und die der Kleinfener von 1592 auf 3968 gestiegen ist.

Die Erhaltung der Feuerwehr verursachte im Jahre 1894/95 eine Gesamtausgabe von 1,42 Millionen Mark. Die Kosten des Feuerlöschwesens, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, zeigen eine abnehmende Tendenz. Während sie im Jahre 1880 noch 1,25 M. betrugen, fielen sie im Jahre 1891/92 auf 86 Pf. und stellten sich für das Jahr 1894/95 nur auf 82 Pf.

Neben der Berliner Berufs-Feuerwehr haben einige großindustrielle Fabriken aus ihrem Personal Wehren gestellt, die so eingeübt sind, daß sie kleinere Schadensfeuer löschen können. Besonders gut sind die Feuerwehren der königlichen Eisenbahn-Werkstätten ausgebildet und auch mit den wichtigsten Löschapparaten etc. ausgerüstet.

Während man früher resignirt betete: „Heiliger Florian, behüt' unser Haus, zünd' andere an!“, sind heute alle Kreise der Bevölkerung zu der Erkenntnis gekommen, daß eine wohlorganisirte Feuerwehr der beste und einzige Schutz gegen das verheerende Element ist.

Kleines Feuilleton.

Ein parlamentarischer Neuling. In der Namensliste der ungarischen Politiker neueren Datums gehört der Name des Privignyer Barreres, Titular-Domherrn und Reichstags-Abgeordneten Michael Jurits zu den in weitesten Kreisen Unbekannten. Der alte Herr ist einer der jüngsten Landesväter; er ist erst seit den letzten Reichstagswahlen Mitglied des Hauses, in welchem er zu den neunzehn Mitgliedern der liberalen Volkspartei gehört. Als in einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses Finanzminister Lufacs bereits eine Viertelstunde gesprochen hatte, wendete sich P. Jurits an seinen ebenfalls geistlichen Signachbar, einen langjährigen Abgeordneten, und richtete an ihn die Frage: „Nicht wahr, der Redner gehört zur Regierungspartei?“ — Etwas verblüfft antwortete der Nachbar: „Aber das ist ja der Minister...“ — „Ah, der Minister, ich danke.“ — Nach einer Pause von fünf Minuten fragt der Vertreter von Privigny abermals: „Was für ein Minister ist er denn, der Redner?“ — „Der Finanzminister.“ — „So, der Finanzminister...“ — „Ich danke.“ — Und nach wieder fünf Minuten kommt die letzte Frage des geistlichen Herrn: „Wie heißt er denn, der Finanzminister?“ — „Und P. Jurits hatte diese Fragen allen Ernstes gestellt, denn in eingeweihten Kreisen versichert man, daß der ergraute Titular-Domherr in seinem ganzen Leben noch nie einen Witz gemacht habe.“

Den längsten Marsch in unserer Zeit haben ganz kürzlich russische Truppen absolviert. Nach fast einem Jahre trafen das 4. und 8. sibirische Bataillon und zwei Batterien in ihrem neuen Lager im Amurbezirke ein. Sie hatten über 7000 Werst, darunter 3000 zu Wasser, zurückgelegt. Einen vollen Monat fuhren sie mittels Flößen auf angeschwollenen Flüssen. Die Kolonnen waren mitunter 20 Werst lang. Zwei todt und zwei kranke Offiziere, vier todt und 25 kranke Soldaten bezeichneten den Verlust während des Riesenmarsches; die übrigen waren gesund und verhältnismäßig heiter. Nur 200 Jahre vorher ist ein russisches Truppenkorps ebenso lange bis an die chinesische Grenze marschirt.

Literarisches.

Das deutsche Bürgerthum und seine Dichter. Die „M. N. N.“ schreiben: „Ein beschämendes Zeichen der Zeit ist das bisherige Ergebnis des zu gunsten des Dichters Delev v. Silencron von hervorragenden deutschen Männern erlassenen

Aufrufs, der die Befreiung des Poeten aus alltäglichen Sorgen bezweckte. Mehr als 700 Zeitungen trugen den Appell hinaus in die deutschen Lande — hereingekommen sind baare 200 M.! So hoch also taxirt die „praktische“ Gegenwart den Lebenswerth eines dichterischen Genies! Es wird — dies ist ja wahr — heutzutage viel gesammelt und gebettelt; aber wir meinen, es ist eine besonders traurige Sache um die bittere Nothwendigkeit, für einen Dichter sammeln zu müssen, der tausende selbstlos mit seinem Schaffen erfreut. Das „Deutsche Dichterheim“ in Wien erläßt soeben einen entsprechenden zweiten Aufruf an den „deutschen Michel“ — ob mit mehr Erfolg, möchten wir leider kaum bezweifeln. Es fällt uns hierbei eine sehr traurige Geschichte ein. In den Januar Tagen des Jahres 1793 fand man erfroren in den Straßen Moskau's den deutschen Dichter und Goethe-Freund Jakob Michael Reinhold Lenz. Dieser hatte zuletzt nimmer gewußt, wohin er sein Haupt legen, womit er seinen Hunger stillen sollte. Und — 1894 kamen etliche Original-Handschriften des unglücklichen Dichters auf einer Berliner Autographen-Auktion zur Versteigerung. Sie brachten über — 5000 M. ein. Wir haben dieser einfachen Geschichte nichts beizufügen!“

Ein litthauisches Drama in fünf Akten, das die litthauische Nationalidee verherrlicht und in litthauischer Sprache abgefaßt ist, wurde vor einigen Tagen in Memel von Mitgliedern der seit etwa zwölf Jahren in Litst ansässigen litthauischen Gesellschaft „Byrnte“ aufgeführt.

Musik.

Ueber das jetzige Publikum der Bayreuther Festspiele urtheilt —ig. in der „Vossischen Zeitung“ folgendermaßen: „Als Richard Wagner vor nunmehr ein- undzwanzig Jahren das von ihm nach Ueberwindung unsäglichen Widerstandes errichtete Festspielhaus mit einer Ausführung des „Nibelungenringes“ eröffnete, und als mit einem Schlage der Sieg so unzweifelhaft entschieden, der Widerspruch niedergekämpft, die neue Kunst gesichert schien, — da durfte Bayreuth sich ohne Zweifel für den festen Mittelpunkt halten, von dem aus überallhin die Strahlen seiner Leben spendenden und Leben erweckenden Ideale dringen müßten. Und zwar galt es besonders, das deutsche Publikum anzurufen und zu erziehen; hier sollte es lernen, was es zu fordern und wie es das Gebotene zu genießen habe. Wer wollte leugnen, daß die Bayreuther Aufführungen in dieser Hinsicht viel Gutes hervorgerufen haben, und daß eine ernstere Auffassung des Musikdramas infolge ihres Vorgangs allgemein in Deutschland Platz gegriffen hat! Aber jede Entwicklung hat ihre Kurve, und die von Bayreuth führte nicht in die Höhe. Als das große Weltpublikum begriffen hatte, daß dort auf dem Hügel am rothen Main etwas besonderes geboten wurde, kam der Besuch der Vorstellungen in die Mode; wohlgestellte Leute strömten herzu, nicht, um an einer ernsten geistigen Arbeit theilzunehmen, sondern um ein Vergnügen zu genießen, und der eigentliche Zweck dieser Aufführungen, für den Wagner ein ganzes Leben hindurch gerungen und gestritten hatte, — trat immer mehr in den Hintergrund. Nun hat in den letzten Jahren das Ueberhandnehmen nichtdeutscher, besonders englisch-amerikanischer Personen unter den Festtheilnehmern ein internationales Publikum geschaffen, das im Grunde genommen gar keinen anderen Zweck mehr kennt, als sein allerpersönlichstes Vergnügen. Man besucht, wenn man das Geld dazu hat, das Bayreuther Theater wie ein anderes und genießt, je nach dem Verstandniß und Geschmack, den überwältigenden Eindruck, den ein Wagner'sches Werk stets hervorruft. Leider hat es den Anschein, als ob die Festspielweltung die zahlreichen Fremden, die doch der wahren Bayreuth-Idee keinerlei Unterstützung leihen können, gar nicht ungern sieht, sie fast als den sichern Stamm der zahlungsfähigen Festgäste betrachtet. Ist so Bayreuth in seinen künstlerischen Absichten und Zielen einer Schwierigkeit verfallen, die es sich selbst wenigstens bereiten half, so ist andererseits das hier versammelte Publikum von Jahr zu Jahr uninteressanter geworden. Natürlich, es gehört und wird immer zur „besten Gesellschaft“ gehören; dafür bürgt schon bis zu einem gewissen Grade der Kostenpunkt. Und man wird auch immer hier eine Anzahl „Stammgäste“ aus allen Lebenskreisen und besonders aus der Geistesaristokratie finden, die es in heiligem Eifer stets wieder herzieht, und die noch ganz im alten Sinne an den Aufführungen theilnimmt. Aber auch diese Treuen haben sich trotzdem geändert; sie treten kaum noch laut für das ein, was sie doch in ihrem Innern lebhaft genug empfinden; sie sind nicht mehr eine geschlossene Schaar, sondern nur noch einzelne. Wen man aber jetzt beinahe vergeblich hier suchen wird, das sind die führenden Geister unseres Volkes auf allen Lebensgebieten, wenn man nicht etwa einige Fürstlichkeiten dahin rechnen will, die eigenthümlicherweise nur aus Süd- und Mitteldeutschland ganz zahlreich erschienen sind.“

Kunst.

Max Klinger ist mit der künstlerischen Ausschmückung des Treppenhauses des städtischen Museums in Leipzig betraut worden.

Völkerkunde.

Die Frauen in Tibet. Miss Taylor, die unlängst aus Tibet nach England zurückkehrte, fand, daß die Stellung der Frauen

in Tibet eine höhere, angesehenere als in allen anderen Ländern des Ostens ist, mit Ausnahme vielleicht der Mongolei. Während bei den Mohamedanern Polygamie, die Vielweiberei, an der Tagesordnung ist, herrscht bei den Tibetanern umgekehrt die Polyandrie, die Vielmännerei, indem die Frau an alle Brüder einer Familie verheirathet ist. Ob sich die Vielmännerei ausschließlich auf die Familienmitglieder beschränkt, wird nicht gesagt. Infolge des nomadischen Charakters dieses Volkes ist selten mehr als ein Gemahl gleichzeitig zu Hause, während die übrigen Brüder zum Verkauf ihrer Produkte abwesend sind. Eine lobenswerthe Eigenschaft dieses Volkes ist die, daß sie einem Weibe nie etwas zu Leide thun, ein Umstand, dem Miß Taylor mehr als einmal ihre Lebensretung verdankte. —

Aus dem Thierleben.

— Instinktveränderungen bei den Thieren. Der über einen großen Theil Südafrika's verbreitete Tschatma (Babuin chacma) gehört zu den größeren Arten der Pavian-Gruppe und hat seine Sitten in Berührung mit der fortschreitenden Zivilisation und Kultivirung seiner Heimath sehr verschlechtert. Er hat die Gewohnheit angenommen, die jungen Lämmer zu tödten, nicht um sich an ihrem Fleische zu sättigen, sondern um ihnen den Magen aufzureißen und die Milch zu trinken, die er darin findet. Außer stande, die Schafe zu melken, lauert er die Gelegenheit ab, wenn das Junge getrunken hat, und schleppt dasselbe wie einen Milchbehälter davon, den er leert und wegwirft. Dabei sind diese Unholde in der Vermehrung begriffen, weil sie sich sehr sicher in den im Kaplande sich ausdehnenden Kaktus- (Opuntia-) Dickichten zu verbergen wissen, die ihnen gleichzeitig einen sicheren Zufluchtsort und Nahrung in ihren fleischigen Blättern und Früchten bieten. Von den Viehzüchtern erbittert verfolgt, sind sie äußerst listig geworden und wissen unter den sich nähernden Menschen sehr genau Mann und Frau zu unterscheiden, da sie bemerkt haben, daß ihnen von den Frauen im allgemeinen wenig Gefahr droht. Tschatma-Gesellschaften lassen daher Frauen dicht an sich herankommen, während sie eiligst die Flucht ergreifen, sobald sie einen Mann erblicken. Der Viehzüchter muß deshalb, um wenigstens einige von ihnen zu erlegen, Rock und Hut von seiner Frau borgen, um sie in dieser Verkleidung zu beschleichen; es gelingt ihm dann wohl, zwei Stück zu erlegen, bevor die übrigen außer Schußweite sind. Auch thun sich öfters mehrere Heerdenbesitzer zusammen, um ihre gemeinsamen Schafplätze zu umstellen und sie niederzuschießen, wenn sie sich des Morgens nach allen Richtungen zerstreuen wollen. — Der Erdwolf oder Maanhaar (Proteles cristatus), der früher hauptsächlich von Termiten und anderen Insekten lebte, sich höchstens bis zum Raube eines Straußeneies verließ, ist ebenfalls durch die Einführung von Hausthieren, die von Natur weniger vorsichtig sind, zum Gelegenheitsräuber geworden. Die Farmer behaupten wenigstens, ihn wiederholt beim Raube junger Hausthiere betroffen zu haben. Ein anderes Thier dieser Gegenden, Spreo bicolor, hat seine Instinkte insofern verändert, als es aus einem Insektenfresser zum gelegentlichen Gartenplünderer geworden ist. Die wilden Früchte seiner Heimath lockten ihn nicht, aber diejenigen, welche der Fremdling in das Land eingeführt hat, munden ihm besser. Ohne Zweifel gehören solche Veränderungen der Lebensweise zu den mächtigsten Umwandlungen, die der Mensch in der Thierwelt hervorbringt, denn in der Regel bereiten sie die Ausrottung der in schädlicher Weise sich bemerkbar machenden Thierwelt vor. Dieselbe gelingt freilich erst, wenn die menschliche Besiedlung solcher bisher frei dem Naturleben offen liegender Bezirke eine dichtere wird, und auch dann nicht immer, namentlich wenn die Plünderer kleine, nächtliche, sich leicht verbergende Thiere sind, wie wir an unserem vergeblichen Kampfe mit Mäusen, Ratten, Wiesel und ähnlichen kleinen Nagern und Raubthieren sehen. — (Prometheus.)

Aus dem Pflanzenleben.

— Der Veteran der europäischen falschen Akazien, welchen Vespasian Robin 1636 im Pariser Pflanzgarten (zwischen den alten und neuen Gallerien der naturhistorischen Museen) pflanzte und der nach ihm seinen Namen Robinia Pseudacacia erhielt, hat in den letzten Stürmen, die über Paris dahingegangen sind, so sehr gelitten, daß man trotz aller Eisen- und Holzarmaturen, Gypspflaster u. s. w. seinem demnächstigen Untergange entgegenfieht. —

Meteorologisches.

a. Die Schnelligkeit der Borastürme. Es ist bekannt, welche verheerende Wirkung die über Istrien dahinbrausenden Borastürme ausüben, und man kann sich leicht vorstellen, daß, um eine solche Wirkung ausüben zu können, diese Stürme eine ganz eminente Geschwindigkeit besitzen müssen. Thatsächlich ist aber diese Geschwindigkeit doch noch größer, als man wohl meint. Herr Mazelle in Triest hat nach zehnjährigen exakten Beobachtungen festgestellt, daß die schnellsten Borastürme in der Stunde 112 Kilometer, in einer einzigen Sekunde also 31 Meter zurücklegen, und bei zwei kürzlich erst vorgekommenen Borastürmen wurde diese Geschwindigkeit wiederum erreicht. Daß ist aber nur die durchschnittliche Geschwindigkeit, noch größer jedoch ist die Gewalt und Schnelligkeit

einzelner Stöße, die nur 4—10 Sekunden dauern und meist in Zwischenräumen von 40—50 Sekunden wiederkehren. Durch Registratoranemometer, d. h. durch Instrumente, welche die Windgeschwindigkeit selbstthätig aufzeichnen, wurde die Geschwindigkeit solcher einzelnen Stöße zu 53 1/2 Meter in der Sekunde bestimmt. —

Humoristisches.

— Verschiedene Ausdrucksweisen. Ein Schwabe hörte in einer Gesellschaft einen Berliner im schönsten Jägerlatein reden. Als die Geschichte gar zu grausam wurde, konnte er sich nicht mehr halten und sagte: „Aber höret Se an, Herr Schulze, das ischt amal saumäßig verloge.“ Der Berliner fuhr auf und schrie nach Genugthuung. Der Schwabe aber meinte lächelnd: „Ja, des derjet Se net für übel nehmen. Wenn mir saget: „saumäßig verloge“, na ischt det grad, wie wenn Se saget: „Ischt ungläublich.“ —

— „Versey' doch deinen Ring, Charlie!“ Charles Warner, einer der zahllosen englischen Wandermimen, ist in seinem Vaterlande so beliebt, daß die zärtlichen Galleriebefucher und Besucherinnen ihn nur unter dem Kosenamen „Charlie“ kennen. Kürzlich gastirte „Charlie“ in Birmingham und trat in der Rolle eines von Glend triefenden, bedauernswerthen Hungerleiders auf. Seine Maske war vortrefflich; es fehlte weder der siere Blick des am Hungertuch Nagenden, noch die tiefen Furchen, die Noth und Glend in sein Antlitz gegraben hatten, noch der müde Gang und die matte Stimme des Beladenen, auch die Kleidung war entsprechend — nur eins störte den Gesamteindruck und brachte bei den Insassen der Gallerie den Glauben an sein Glend ins Wanken. Es war ein herrlicher Diamantring, der an seinem Finger funkelte und dessen Werth wohl eine ganze Familie Monate lang hätte nähren können. Dieser Ring wurde auch sein Verderben. Denn kaum hatte er in der Glanzscene wehmüthig ausgerufen: „O Gott! O Gott! Wenn auch das mißlingt, was soll dann werden?“, da tönte es auch in breitestem Frisch von der Gallerie herab: „Versey' doch Deinen Ring, Charlie!“ Die Szene war natürlich verdorben, denn die Illusion verflog mit einem Male unter allgemeinem Gelächter. —

Vermischtes vom Tage.

— Im Walde des Grenzdorfes Bronczye bei Ostrowo wurde beim Holzfällen ein großer Thontopf gefunden, der über vier Kilo Silber enthielt. Zum theil besteht der Fund aus Schmuckgegenständen arabischer Arbeit, zumeist aber aus Silbermünzen des 10. und 11. Jahrhunderts und zwar von deutschen, böhmischen und englischen Herrschern. Zu jener Zeit führte über Kalisch eine große Handelsstraße von Schlesien und Oesterreich nach dem Osten. —

— Rund 6 Millionen Stück Gänse wurden 1895 aus Rußland nach Deutschland eingeführt. —

y. Dreizehn Seehunde hat ein Kurgast von Bwl auf Föhr unlängst in zwei Tagen erlegt. —

— Aus Unvorsichtigkeit vergiftete sich in Schwelm die 27jährige Tochter einer Wittve. Sie hatte irrtümlich eine Lösung von chlorsaurem Kali als Gurgelwasser gegen Heiserkeit zu stark hergestellt. —

— Haberer-Verhaftungen. In Bruckmühl und Wagen bei Rosenhain wurden 24 Personen wegen Verdachtes der Betheiligung an einem Haberfeldreiben verhaftet. —

— Stuttgart, 22. Juli. Ueber ganz Schwaben ging gestern ein schweres Gewitter mit Hagelschlag nieder, welches beträchtlichen Schaden anrichtete. —

— St. Georgen am Bodensee, 22. Juli. Der Nachzug des fahrplannmäßigen Schnellzuges Nr. 15 entleiste gestern Nachmittag nach der Ausfahrt aus dem Seewalde. Die Passagiere und das Zugpersonal erlitten leichte Hautabschürfungen. Sämmtliche vier Personenzüge sowie der Tender wurden ganz oder theilweise auf die Seite gelegt und ziemlich schwer beschädigt. Als Ursache wird der lockere, vom Gewitterregen aufgeweichte Untergrund angesehen. —

— In Karlingen bei St. Avoold fand zwischen italienischen Arbeitern eine blutige Schlägerei statt. Zwei Arbeiter wurden getödtet, mehrere schwer verletzt. —

— Auf offener Straße wurde in Wien der Hof- und Gerichtsadvokat Friedrich Elbogen von einem Kollegen mit der Hundspeitsche traktirt. —

— Dänkirchen, 22. Juli. Zwei Schiffe, das eine mit 9, das andere mit 18 Mann Besatzung, sind verloren gegangen. —

t. Moderne Wasserbewohner. Man hat berechnet, daß auf den Wassern der Themse jede Nacht gegen 21 000 Menschen allein an Bord von Dampfern zubringen. —

— Die „Griff. Ztg.“ meldet aus New-York: Drei mit Goldsichern gefüllte Dampfer gingen von der Pazifikküste nach Alaska ab; weitere Schiffe folgen. „Evening Post“ erklärt, die Ausbeute der Klondyke-Goldsfelder übertriffe alle Funde, die seit Jahren gemacht worden seien. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 25. Juli.